

XIII.

Liebesmetaphern.

Monsieur Jourdain verwundert sich sehr, als man ihn belehrt, er rede Prosa, wenn er sagt: *Nicolette, donnez-moi mon bonnet de nuit*, und das Publikum ergötzt sich weidlich an seiner Verwunderung. Würde aber nicht wiederum der grösste Theil des Publikums sich sehr verwundern, wenn man ihm mittheilte dass nicht nur Monsieur Jourdain's Prosa, sondern alle Prosa eigentlich nichts Anderes ist als Poesie? Eines der Hauptmittel durch die der Dichter wirkt, sind die abgekürzten Gleichnisse, die Metaphern. Auch sie unterliegen jenem allgemeinen Gesetze welches die Angewöhnung und die Vererbung auf die Anpassung folgen lässt. Sie werden Gemeingut der Sprache, und so lange sie noch auf deren Oberfläche liegen, bleiben sie ohne Weiteres jedem Auge in ihrem wahren Wesen erkennbar; aber nur das sorgsam prüfende, ja künstlich geschärfte Auge entdeckt dass unser Gesamtschatz von Wörtern und Wendungen in ähnlicher Weise und fast in gleichem Grade aus dichterischen Bildern, den Schöpfungen vieler Jahrtausende zusammengesetzt ist wie aus Organismen der Vorwelt das Kreide- oder das Steinkohlengebirge. Die Wissenschaft hatte bis jetzt mit dem leiblichen Leben der Sprache

allzu viel zu thun um tiefer in deren Seelenleben einzudringen, insbesondere die Bildung der Metaphern zu untersuchen, was doch um so verlockender erscheint als hier mehr als bei andern Untersuchungen die Phantasie als Mitarbeiterin herangezogen wird, und wir uns veranlasst sehen unsere Kraft im Nachfühlen und Nachschaffen zu erproben. Nun hat diese Aufgabe in der That einen Gelehrten, den Dr. Fr. Brinkmann in Altona verlockt. Er macht die Metaphern zum Gegenstande eines grössern Werkes, dessen erster Band, über „die Thierbilder der Sprache“, vor einem Jahre an den Tag getreten ist. Wir finden zwar in diesem Buche eine etwas schulmeisterliche Breite und eine nicht ganz schulmeisterliche Ungleichmässigkeit im Citieren, einige Irrthümer und einige Vergesslichkeiten (wie bei dem spanischen *Ha habido allí la de San Quintin* die Schlacht von St. Quentin, und bei dem italienischen *civetta* für „Kokette“ die Rolle des Käuzchens als Lockvogels übersehen wird); im Ganzen jedoch hat es Anrecht auf ein lobendes Zeugnis. Statt von etwas zu sprechen was darin steht, will ich von etwas sprechen was nicht darin steht, aber darin hätte stehen können. Der Mensch ist nicht immer in gleicher Weise aufgelegt Metaphern zu erfinden und zu gebrauchen; unter welchen Umständen werden die Metaphern am frühesten und am reichsten zur Entfaltung kommen?

Man hat behauptet, es gäbe im Grunde nicht mehr als zwei Triebfedern menschlichen Thuns: die Liebe und den Hunger. Zum mindesten sind es die einzigen welche allen Menschen nicht bloss, sondern allen Wesen angeboren sind, welche bis in die Anfänge

des organischen Lebens, bis in den Häckel'schen Urschleim hinaufreichen. Beide sind selbst wiederum nur zwei Formen des Erhaltungstriebes, von denen die eine für die Species, die andere für das Individuum sorgt. Auf die Metapherbildung hat der Hunger gar keinen Einfluss. Dem geistreichsten Schusterbuben der in einem Schaufenster eine Trüffelwurst und eine Rebhühnerpastete bewundert, wird keine, auch noch so unbedeutende Metapher einfallen; seine ganze Einbildungskraft wird sich im Gaumen concentrieren. Aber die Liebe! wo sie mit ihrem Zauberstab hinrührt, da spriessen Metaphern auf, die wunderbarsten in üppigster Menge aus fruchtbarem Boden, und selbst der dürrste bedeckt sich mit einem Anfluge von Grün. Ja, die Liebe hat geradezu die Metaphern erschaffen, und das ist kein Wunder, hat sie doch die Sprache selbst erschaffen.

Um den Ursprung menschlicher Dinge zu ergründen, richten wir heutigentags den Blick nicht mehr aufwärts, sondern abwärts; in der thierischen Sprache nehmen wir, dem Fingerzeige Darwins folgend, die Keime der menschlichen wahr. Der Stimme bedienen sich die Thiere entweder monologisch oder dialogisch; sie stossen entweder unter dem Drucke innerer Erregungen unwillkürliche Laute aus, Interjektionen, die sich zu keiner wirklichen Sprache fortbilden können, oder sie theilen sich einander gewisse Dinge mit. Diese Mittheilungen sind im Wesentlichen wiederum doppelter Art: einerseits kurze, geschäftsmässige, wie Warnung vor Gefahr, Aufforderung zur Hülfeleistung, Einladung zur Mahlzeit, andererseits — und darauf kommt es uns allein an — Gefühlsergüsse. Die Männchen

bewerben sich um die Weibchen auf mancherlei Weise. Unter den Vögeln gibt es verschiedene welche vor den Augen ihrer Schönen die merkwürdigsten Tänze, Märsche und Flugübungen veranstalten; die meisten aber suchen durch ihren Gesang einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Die alten Liebesdichter, welche bemerkten dass die Lust zum Singen sie zu derselben Jahreszeit wie die Vögel anwandelte, nämlich im Lenz, wo die Liebesehnsucht mit neuer Stärke erwacht, sie waren geneigt, die süßflötende Nachtigall, die girrende Turteltaube als ihre Lehrmeisterinnen zu betrachten. Zwischen der Gebärdensprache und dem Gesange steht eine Art Instrumentalmusik, wie sie von Pfauen, Spechten, Paradiesvögeln u. s. w. ausgeführt wird. Auch bei Thieren niedrigerer Klassen begegnen wir entsprechenden Erscheinungen. Wenn die Männchen der Heuschrecken und Grillen mit den Flügeldecken ein verliebtes Geräusch erzeugen, so thun es die Cikaden mit den Athmungsorganen. Die Weibchen bei diesen verschiedenen Insekten sind stumm; daher ruft der Dichter Xenarchos aus: „Glücklich sind die Cikaden, denn sie haben stumme Weiber!“ Zu den eifrigsten, freilich nicht den lieblichsten Sängern gehören die Frösche, von denen man sagen könnte, sie besäßen sehr heisses Blut, wenn es nicht zufällig kalt wäre. Nun nimmt es Wunder dass gerade die am höchsten stehenden Thiere, die Säugethiere, im Allgemeinen eine so viel geringere musikalische Begabung an den Tag legen; doch wird z. B. von einem der nächsten Verwandten des Menschen, einem Gibbonaffen berichtet dass er einen sehr melodiösen Gesang ertönen lasse. Und so dürfen wir wohl auch dem Ur-

menschen einen Liebesgesang zutrauen, welcher im Laufe der Zeiten zu einer menschenwürdigen Sprache fortgeschritten ist. Noch heute haftet das musikalische Element manchem Idiom als integrierendes an, zum Beispiel dem annamitischen, welches den Missionären wie ein Vogelgezwitscher vorkam. Aber wodurch und auf welche Weise hat sich aus einem Gesang ohne Worte ein Gesang mit Worten entwickelt? Dadurch dass sich die Empfindungen allmählich zu Vorstellungen klärten, und auf ähnliche Weise wie in weit späterer Zeit aus dem Bild die Wort-, die Silben-, die Buchstabenschrift hervorging. Nicht, wie wir annehmen, mit Worten hat der Mensch begonnen zu sprechen, die er dann zu Sätzen zusammenfügte, sondern mit Sätzen, aus denen sich dann reliefartig die Worte mehr und mehr herausarbeiteten. Doch auch die Wortsprache würde nur ein dürftiges Stammeln geblieben sein, wäre sie nicht von der Metapher befruchtet worden.

Aus der Aehnlichkeit zwischen den Dingen ein Mittel für die Sprachbildung zu gewinnen, das war eine kühne Neuerung, und sie mochte wohl zuerst gewagt worden sein in jener freudigen Anspannung welche alles Entfernte nahe zusammenrückt und jede Schaffenslust befeuert. Zu der Gefährtin sprach ja der Mann zuerst, und von ihr vor Allem; ein Abbild der leuchtenden und wärmenden Scheibe welche vom Himmelsgewölbe auf die ganze Erde herabblickte, erschien ihm das Auge aus welchem Sorge und Liebe ihm allein entgegenstrahlten; in der weichen Stimme die ihn koste, glaubte er die sehnsüchtigen Triller der Nachtigall wiederzuerkennen. Wenn die ältesten „radikalen“ Metaphern sich fast sogar den Anstrengungen

unserer Einbildungskraft entziehen, so sind die Anfänge der, wie Max Müller sie nicht ganz treffend nennt, „poetischen“ Metapher schon in grössere Helle gerückt, indem sie einen ziemlich ausgedehnten Wortschatz voraussetzen. Welches war wohl die erste Liebesmetapher dieser zweiten Klasse? Tauchen wir mit anthropologischer Zuversicht unsere Blicke in die Tiefe von vielen Jahrtausenden. Unter einer riesigen Platane an der ein munterer Bach vorbeirauscht, sitzen ein Mann und ein Weib — oder soll ich noch sagen: ein Männchen und ein Weibchen? Seine Familie ist von Alters her auf dem Baume ansässig gewesen; sein Urgrossvater, auf den er sich noch besinnen kann, hat fast bis zu seinem Tode den fünften Stock bewohnt, und der pflegte von seinen Sprösslingen, welche ins Parterre hinabgezogen waren und nur gewisse weihevollen Stunden oben zubrachten, zu sagen, es wären „herabgekommene“ Gesellen, das heisst, er grunzte das mehr so heraus. Besagtes Parterre nun, ihnen einstens von einem *Ursus spelaeus* infolge Hinscheidens gutwillig überlassen, befindet sich an dem Abhange eines Berges der sich steil hinter dem Baum erhebt; vorn am Eingang, von welchem ein aus starken Aesten zusammengefügtes Thor beiseite geschoben ist, liegt eine Menge sehr sauber abgenagter Hirschknochen, die Reste der letzten Mahlzeiten, und weiter hinten, von rohem Geräthe umgeben, der einzige Rock des früheren Hausbesitzers, der dem jetzigen zum Ruhepolster dient. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne, welche einen solchen tieferen Einblick in die Häuslichkeit unseres Paares ermöglichen, spielen um das Antlitz des Weibes, und in dieser Beleuchtung

erregt sie das besondere Wohlgefallen des Mannes; es dünkt ihm, ihre Wangen seien weniger behaart als die seinigen, der Prognathismus bei ihr geringer als bei ihm, und zum ersten Male empfindet er dies Minus als einen höheren Grad von Schönheit, wie ihm das Plus bei seinem seligen Urgrossvater immer einen ziemlichen Abscheu einflösste. Er fühlt sich so glücklich wie sich überhaupt der Mensch damals, nachdem er erst so kurze Zeit den Affen hinter sich hatte, nur fühlen konnte; er hat vortrefflichen Appetit gehabt, besonders hat ihm die Hirschleber gemundet, und nun verschmilzt ihm der Nachgeschmack kulinarischer Freuden so gänzlich mit dem Vorgeschmack besserer dass er, um der Genossin seine Zärtlichkeit einmal auf ganz auserlesene Weise kundzuthun, nichts Anderes findet als: „Du, du . . . Hirschleber!“ Ihr wird das sehr komisch vorgekommen sein, und vielleicht meint auch noch heute Einer oder der Andere, selbst von einem Urmenschen hätte sich ein etwas passenderer Ausdruck erwarten lassen. Allein hat nicht jederzeit die Liebe gern von dem metaphorlosen Hunger ihre Metaphern entlehnt? Wenn ein Liebhaber gar nichts mehr zu sagen weiss, was sagt er dann? „Ich möchte dich vor Liebe auffressen“, oder: „Ich habe dich zum Fressen lieb.“ Welche sinnliche Empfindung ruft nach der allgemein gültigen Terminologie der Kuss hervor? „Er schmeckt.“ Welches Beiwort wird vor Allem auf die Liebe und die Geliebte angewendet? „Süss.“ Von den „süssen“ Benennungen selbst, wie „Honig“ (so wenigstens bei den alten Römern), „Zuckerstange“, „Chokoladenplätzchen“ u. s. w. will ich schweigen; doch kann ich hier nicht den Verdacht

zurückhalten dass sehr Vielen, wenn sie sagen „mein Hühnchen!“, nicht das pickende, gackernde Ding vor-schwebt welches auf dem Hofe herumläuft, sondern das resch gebratene mit dem weissen, zarten Fleische — eine Annahme die allerdings für Norddeutschland unzulässig ist. Nicht immer, auch nicht während der Morgenröthe der Menschheit, war der Ehemann gegen die Frau galant; als er einst auf ihr dringendes Zureden einen bräunlich-grünen Apfel ass und danach das heftigste Leibweh verspürte, erinnerte er sich daran wie einst ein hübsches, glattes Thier sich ihm in graziösen Windungen genähert und durch einen Stich in die Ferse ihm Krämpfe und fast den Tod gebracht hatte, und so entfuhr ihm das zornige Wort: „Du Schlange!“ Aus dieser Metapher ist der jüdische Mythos von der Schlange und dem Apfel erwachsen. Max Müller kennt viele von derlei mythologischen Metaphern. Aber der Mann entdeckte im Weibe nicht nur den Widerschein sinnlicher Dinge, sondern auch den übersinnlicher. Noch ehe er ihre innere Güte schätzen lernte, sah er dass sie an körperlicher Anmuth über ihm stand und durch die Macht seine Bewerbung anzunehmen oder abzulehnen, vorübergehend die Herrin seines Geschickes war. Das Gefühl der Verehrung empfand er zuerst dem Weibe gegenüber, das Weib führte ihn auf die Vorstellung von höheren Wesen.

O Justina, ihr in deren
Reiz die menschliche Natur
Uns mit Stolz gebeut die Spur
Einer göttlichen zu ehren,

heisst es in Calderons „Wunderthätigem Magus.“ Die ganze Stufenleiter der höheren Wesen in der Phantasie

des Liebhabers zu durchheilen, das verblieb für alle Zeiten der Geliebten als ein Vorrecht; sie ist ein Engel, ein Abgott, eine Göttin, sie ist Gott selbst;

Herrin, ich glaube Gott zu sehen,
Betracht' ich euren süßen Leib,

singt der alte Troubadour Peire Vidal. Also sprechen und beten lernte der Mann um des Weibes willen; er hat es dann wiederum ihr gelehrt, und ich denke, schliesslich hat sie es in beiden Künsten weiter gebracht als er. Die Liebe — nicht den Krieg, wie Manche thun, haben wir überhaupt als den Urquell der Civilisation anzusehen; jener Cimon der Boccaccio'schen Novelle welchen die Liebe aus einem blöden, thierischen Wesen zu einem gefühlvollen, denkenden, unternehmenden umwandelt, Cimon ist die Menschheit selbst.

* * *

Wie ich schon gesagt habe, ist alle Sprache anfänglich Poesie und muss es sein; Poesie bedeutet nichts Anderes als Schaffen und zwar Schaffen der Einbildungskraft auf dem Gebiete der Sprache. Aus dem ewig bewegten schäumenden Elemente lagert sich allmählich die Prosa ab. Die älteste Poesie ist nicht die religiöse. Verschiedene nämlich haben diese Ansicht gehegt, z. B. Boccaccio, der in seinem „Leben Dantes“ die innige Verwandtschaft der Theologie und der Poesie nachweist: die Theologie sei eine „Gottespoesie“, d. h. eine welche Gott zum Gegenstand habe, und die Poesie sei entsprungen aus den „weihevollen Lobpreisungen welche der Gottheit dargebracht wurden“. Auch erkennt er den Einfluss den die strengen, feierlichen Kultusformen auf die Ausbildung fester Dichtungsmasse

haben mussten. Aber wenn in der That die ältesten unter den uns überlieferten Denkmälern so vieler Sprachen in religiösen Dichtungen bestehen, so kann doch die Erstgeburt der Liebespoesie nicht in Frage gestellt werden. Die Liebe hat nicht nur jene erste Poesie ins Leben gerufen welche die Sprache selbst war, sondern auch die eigentliche Poesie die sich wieder von der Prosa abhob, und das thut sie im einzelnen Menschen immer von neuem. Für diesen allgemeinen und individuellen Ursprung der Poesie aus der Liebe könnte ich mich auf Hunderte von Dichtern berufen, auf die glänzendsten Autoritäten, wie Dante, Tasso, Shakspeare; ich lasse es mir an einer einzigen und sehr bescheidenen Anführung genug sein. Ein italienisches Volkslied sagt (in der Uebersetzung von Paul Heyse):

Und wollen mich die klugen Leute fragen,
 Von wein ich es gelernt in Versen sprechen,
 Im Herzen muss ich jene Gluthen tragen
 Die klingend, singend dann zu Tage brechen;
 Am Tag da Nanna mir zuerst begegnet,
 Da ward mit Versen mir der Geist gesegnet.

Geister die trotz aller Liebesgluthen doch nicht mit Versen gesegnet werden, bringen immerhin Metaphern fertig, die ja der Urkern, der wesentliche Bestandtheil der Dichtung sind.

Unter den Liebesmetaphern, mögen sie nun in gebundener oder ungebundener Rede auftreten, nehmen jedenfalls den ersten Rang diejenigen ein welche die Schöne anrufen und begrüßen. Sie werden überall sehr häufig gebraucht; aber wenn die Nordländer nur freigebig sind, so sind die Südländer verschwenderisch.

Wir brennen ein paar Raketen und Schwärmer ab, und damit ist's gut; sie giessen einen fortwährenden, in allen Farben sprühenden Feuerregen aus. Wir pflücken ziemlich bescheiden, dafür auch zuweilen mit Sinnigkeit und Auswahl einige frische Triebe vom Baum der Sprache; sie rütteln in heftiger Leidenschaft an demselben, als ob kein Blatt, keine Blüthe oben bleiben sollte. Um die Schönheit der Geliebten zu verherrlichen, ist ihnen nichts zu theuer und nichts zu billig, nichts zu fern und nichts zu nah, nichts undenkbar. Mit den Himmelskörpern gehen auch wir sehr leichtsinnig um:

So ein verliebter Thor verpufft
 Euch Sonne, Mond und alle Sterne
 Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Sonst verwenden wir leblose Gegenstände, von einigen Edelsteinen und Edelmetallen abgesehen, nur selten, Erzeugnisse der Kunst kaum. Die Südländer hingegen sprechen von der Geliebten als einer Quelle von Orangenwasser, als dem glänzenden Meer, als einem Schiffe, als dem Segel, der Flagge eines Schiffes, als einem prächtigen Palast, als einer Domfaçade, als einer kostbaren Reliquie, als einer Krystallflasche, als einem goldenen Spinnrocken, als einer silbernen Tasse, als einem weissen Blatt Papier. Von Blumen verschmähen sie keine deren Aussehen oder Geruch irgendwie angenehm ist; um von Rose und Lilie zu schweigen, die auch uns ganz geläufig sind, jene, wenn mehr das Liebliche, diese, wenn mehr das Unschuldige hervorgehoben werden soll, so streuen sie Jasmin, Nelke, Veilchen, Tulpe, Quendel, Orangenblüthe, Leinblüthe u. s. w. mit vollen Händen aus und ergötzen sich

an gewissen „blumigen“ Formen der Liebesdichtung. Doch nicht bloss als Blume erscheint die Geliebte, auch als Strauss, als Blatt, als Frucht, als Aehre, als Zweig, als Baum, wobei die Phantasie gern ins Märchenhafte schweift und silberne Palmen oder diamantenbeladene Bäume hervorzaubert. Innerhalb des Thierreichs eignen sich natürlich die gefiederten Bewohner der Luft am besten zu Sinnbildern weiblicher Aamuth und Sanftheit, vor Allem die Taube; nur dem Süden gehört „Falke“ und „Adler“ an, das königliche Wesen der Geliebten zu veranschaulichen. Indessen kommen unsere zoologischen Kenntnisse zur rechten Entfaltung erst wenn wir aus dem verehrungsvollen in den kosen den Ton übergehen, denn dann lassen wir die Botanik beiseite; die Rose und die Lilie, welche wir knicken und pflücken können, gewähren uns kein Zeichen ihrer Zuneigung — der Käfer, der wegschwirrt, die Taube, die wegfliegt, die Maus, die weghuscht, sie sind fähig unsere Liebe zu erwidern. Nun werden wir aber wahrnehmen dass unsere Zärtlichkeit alle erdenklichen Namen ausströmt, und darunter auch solche die nichts weniger als schmeichelhaft sind, wenn überhaupt die Vergleichung der Geliebten, die auf der höchsten Stufe der Schöpfung steht, mit ihr so tief untergeordneten Wesen schmeichelhaft zu sein vermag. Um uns das klar zu machen, müssen wir bedenken dass der Liebhaber, indem er sich unfähig fühlt die Qualität gebührend auszudrücken, zur Kategorie der Quantität seine Zuflucht nimmt; statt zu sagen: „Du bist das Schönste, Liebste“, sagt er: „Du bist die Summe von allem Schönen und Lieben“ und endlich: „Du bist mir Alles“. Dieses Alles löst er, sonst würde

das ja zu eintönig werden, auf halb gedankenlose Weise in seine einzelnen Posten, eine unendliche Reihe von Posten auf. So stürzt der aus-tausend-Rinnsalen angewachsene Gebirgsbach als breites Silberband über den Felsen, um in unzählige Tröpfchen zu zerstieben, die, alle werthlos und einander gleich, doch im Sonnenschein als bunte, köstliche Edelsteine funkeln. Ein ähnlicher Trieb wie in der Häufung von Koseworten offenbart sich in dem unablässigen tändelnden Umformen des theuern Namens, sodass es scheint als wolle die Sprache in das süsse Lallen, in den Liebesgesang zurückfliessen aus dem sie hervorgequollen ist.

Endlich begnügt sich der Liebende nicht damit so ganz im Allgemeinen die Schönheit der Geliebten durch einen begeisterten Ausruf anzudeuten; er empfindet das Bedürfniss diese Schönheit zu analysieren. Erst ist ihm die Geliebte selbst die Sonne, die Rose, die Lilie, bei näherem Hinschauen ist ihr Auge die Sonne, ihr Mund die Rose, ihr Hals die Lilie. Wenn Lessing im Laokoon die beschreibende Aufzählung weiblicher Reize als undichterisch bezeichnet, so hat er insofern Recht als sie keine dichterische Wirkung hervorbringt. Ihr dichterischer Ursprung jedoch darf nicht schlechthin bestritten werden, mögen auch die von Lessing angeführten Beispiele, welche der Kunstdichtung und zwar der epischen entnommen sind, als Früchte kühler Ueberlegung, sorgfältigen Studiums erscheinen. Gerade die naive, die volksthümliche Dichtung, vorzugsweise die lyrische, aber auch die epische, liebt ausführliche Gemälde der Schönheit ganz ausserordentlich; Gemälde die freilich von dem welches Ariost im siebenten Gesange entworfen hat, oft weit

genug abstehen um als grelle Farbenkleckereien zu gelten. Die Natur selbst drückt dem Dichter den Pinsel in die Hand, den er anfangs mehr sich zur Freude als Andern zum Verständniss gebraucht. „Die Heerden mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen“, „die Rehzwillinge die unter Rosen weiden“, „der Thurm Davids mit Brustwehr gebaut“, „der Lustgarten mit Granatäpfeln“ und die anderen Bilder des Hohen Liedes sind vollständig unfähig uns eine Vorstellung von der bezaubernden Sulamith zu schaffen, und ich fürchte, den Zeitgenossen dürfte es ebenso ergangen sein; nur die Gluth des liebenden Jünglings erkennen wir. In den meisten Fällen beschäftigt sich der unbefangene Dichter fast ausschliesslich mit der Farbe; für Anderes hat er kaum Augen. Ja er beginnt damit nur eine Farbe zu sehen, selbstverständlich die hellste, Weiss. Die Geliebte ist weisser als Schnee, Meeresschaum, Baumwolle, Mehl, Käse, Branntwein (wie leicht geräth doch immer der Liebhaber, der gar nicht ans Essen denken sollte, auf das Appetitliche!). Schreitet er dann zur dichromischen Manier fort, so gesellt sich Roth dem Weiss zu: „Weiss wie der Schnee der Berge, roth wie die Sonne des Sommers.“ Er prüft ferner was denn eigentlich weiss an der Geliebten sei, und bemerkt dass es besonders die Hand ist:

.... als Sklave

Huldigt ihr des Schneees Glanz,

Ein beschmutzter Afrikaner;

dann auch der Hals, die Stirne, die Nase, und er nennt das alles Jasmin, Lilie, Schnee, Krystall, Elfenbein; insbesondere noch die Stirn einen Spiegel, die Nase eine Kerze. Was die Wangen anlangt, so streiten

Lilien und Rosen um ihren Besitz. Als Rosen, Purpur, Korallen, Zinnober stellen sich die Lippen dar, zwischen denen eine Perlschnur erglänzt. — Die dritte Farbe welche hinzukommt, ist Schwarz. Das Haar, wenn es schwarz ist, wird zum Ebenholz, wenn licht, zum Gold, zum Achat, zu Strahlen; gleitet die Hand durch das aufgelöste blonde Haar, so „segelt ein Bucentoro von Krystall durch einen Ocean von Strahlen“. Ueber die Farbe der Augen pflegt der Dichter zu schweigen; schön sind jene Verse wo bei Gelegenheit schwarzer Augen die Verwunderung ausgesprochen wird dass „die Mohren auf den Alpen (der schneeigen Stirne) herrschen“. Die Beschaffenheit der Augen lässt sich deshalb so schwer feststellen weil ihr Glanz zu sehr blendet — ein Glanz welcher nur dem der Sonne vergleichbar ist. Das setzt übrigens die Dichter in Verlegenheit. Entweder müssen sie wie eine Sonne, so bloss ein Auge annehmen: „Dein Auge gleicht der Sonne“ (wie z. B. Don Juan singt und wegen des Reimes singen muss), das geht noch an; aber „Du trägst auf deiner Stirne eine Sonne“, das scheint mehr an Polyphem als an ein holdes Mädchen gerichtet zu sein. Oder sie müssen wie zwei Augen, so zwei Sonnen annehmen; doch nicht Alle haben den Muth wie Ariost zu sagen:

Zwei schwarze Augen, nein, zwei helle Sonnen.

Daher greifen sie denn oft nach den minder ansehnlichen Gestirnen. Die Geliebte hat dem Himmel zwei Sterne geraubt; der Mond, welcher seine Sterne zählt, vermisst die beiden und klagt deshalb vor dem Gott der Liebe. Neben dem Farbigen und Leuchtenden gelangen dann auch die Umrisse zur Beachtung, selten

sie allein: die Haare Goldfäden, der Hals eine Krystallflasche, die Nase ein Bollwerk von Krystall, die Wangen zwei rothe Aepfel, die Augenbrauen Triumphbogen, der Mund eine halbgeöffnete Lilie. Zu eingehender Wiedergabe des Plastischen nimmt sich die Leidenschaft keine Zeit; dazu gehört Studium.

Auf zwei Wegen vermag zufolge Lessing der Dichter uns die Schönheit wirklich nahe zu rücken, so dass sie uns erwärmt: indem er sie in der Bewegung, und indem er ihre Wirkung darstellt. Das Eine fließt aber leicht in das Andere über. Durch eine Metapher wird in einem italienischen Volksliede der Gang der Geliebten ausgedrückt:

Du weisse Taube senkest deine Flügel,
Es rauschen deine Federn, wenn du fliegst;

reden wir von dem Wogen des Busens, so ist das eine verdunkelte Metapher, die uns bei Ariost noch als ausgeführtes Gleichniss anspricht; aber Blick und Lächeln, wie sollen die veranschaulicht werden? Wenn Amor die Augen umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt, wenn aus dem Munde die holdseligen Worte kommen die jedes rauhe Herz erweichen, und hier jenes liebliche Lächeln thront das schon auf Erden ein Paradies eröffnet, haben wir es dann noch mit dem Reiz, d. h. der Schönheit in Bewegung, an sich zu thun, wie Lessing meint, und nicht vielmehr mit der Wirkung des Reizes?

Treten wir an die Metaphern heran welche sich auf die Wirkung der Schönheit beziehen, so stehen wir an einem Ocean. Natur und Menschen, Alles ist von der Geliebten abhängig, Alles verspürt ihren Ein-

fluss, dient ihr und betet sie an. Schon bei ihrer Geburt geschahen Wunder, und war die Welt mit Jubel und Glanz erfüllt. Die Nacht wurde zum Tag, der Himmel bedeckte sich mit Lilien und Veilchen, der Schnee und die Rose gaben ihr ihre Farben, Maria Magdalena ihre blonden Flechten, Feen überhäuften sie mit übernatürlichen Geschenken, Cupido lehrte ihr seine Kunst; der Papst hielt sie über das Taufbecken, Sonne und Mond standen Gevatter, die Sterne knieten vor ihr nieder. Sie verwandelt das Haus in dem sie wohnt, in einen Palast von Krystall und Gold und Marmelstein; zeigt sie sich am Fenster, so geht die Sonne auf (nach anderer Lesart verdunkelt sie sich, werden die Sonnenstrahlen von ihren Blicken aufgehalten), es verschwinden die Wolken am Himmel, und der Schnee wird zur grünenden Flur; ihr beim Anziehen zu helfen, steigt ein Engel herab; geht sie aus, dann erbeben vor Lust Meer und Erde, der Fluss hält in seinem Laufe inne, sie zu betrachten, die Winde schweigen, unter ihren Füßen keimen Blumen auf; sie steigt ohne Leiter zum Paradies empor, spricht mit den Heiligen und steigt wieder herab; in der Kirche zündet sie mit ihren Blicken die Lampen an, das Weihwasser in welches sie die Hand taucht, wird zu Rosenwasser oder zu Perlen und Diamanten. Es hat der Liebende also Recht sie anzuflehen, wenn sie unlustig ist:

Lass' denn der Sonne Funkeln
 Durch einen Zufall nicht so leicht verdunkeln,
 Und deine Heiterkeit gewähr' aufs neue
 Dem Tage Glanz, dem Himmel Aetherbläue,
 Den Blumen süßes Düften,
 Anmuth'gen Hauch den Lüften,

Buntfarb'gen Schmelz der Flora,

Lichtperlen der Aurora,

Den Vögeln ihre Lieder,

Mein Leben mir.

Ihre Gewalt über die Männer ist unbegrenzt, meistens von verderblicher Art; die verschiedenen Theile ihrer Schönheit werden zu ebenso vielen Marterwerkzeugen. Ihre Locken sind Angeln oder Netze; ihre Wimpern Spiesse; wenn sie nicht gerade als Besen dienen die Sterne vom Himmel zu fegen; ihre Augen durchbohrende Messer oder Magnete die Herzen aus der Brust zu ziehen. Aber neben solcher Grausamkeit übt sie doch auch Milde und Huld. Ihr Busen schliesst die Hostie, ja das Paradies ein; von ihrem Munde, der nach Veilchen und Jasmin duftet, geht eine Medizin aus die jede Krankheit heilt; wer diesen Zuckermund küsst, der spuckt nie wieder aus, um die Süsse nicht zu verlieren; ihre Blicke erwecken die Todten. Und wenn es heisst: „sie ist eine Quelle, wer daraus trinkt, der lässt seinen Verstand darin“, so wird das wohl auch als ein Gnadenbeweis zu fassen sein. Sie ist die Ursache von allem „Freudvoll und leidvoll“:

Es trägt euer Antlitz eine Schrift,

Darinnen steht geschrieben Krieg und Frieden.

Bald ward sie geboren um den Liebhaber zu tölten, bald feit sie ihn gegen alle Schmerzen, lässt ihn das Paradies kosten, macht ihn unsterblich. Und unter welchen Bildern stellt sich der Liebende in seinem Verhältniss zu ihr dar? Er ist der Schmetterling der dem Lichte zufliegt, die Sonnenblume die sich nach der Sonne wendet, das Ziel für die Pfeile, der Schnee an der Sonne, das Wachs am Feuer, der Nebel im Wind.

So such' ich als flücht'ger Bach
 Stets den Meergrund meiner Plagen;
 Als geworf'ner Stein die Erde,
 Heimath meiner schweren Lasten;
 Als bewegt Atom die Lüfte,
 Wohnsitz meines Hoffnungswahnes;
 Und als Blitz such' ich das Feuer,
 Sphäre meiner heissen Qualen;
 Dass ich so entbrannt, bewegt,
 Irrend, fallend, immer trachte,
 Als Bach, Stein, Atom und Blitz,
 Nach Meer, Erde, Luft und Flamme.

Und so schliesst sich immer eine Klasse von Liebesmetaphern an die andere, insoweit diese wilden Phantasieblumen eben classificierbar sind. Dem Liebenden zeigen sich ja alle Dinge, auch die entferntesten, von dem rosigen Lichte übergossen welches dem Gegenstand seiner Huldigung entströmt. Wird sie ihm untreu oder beweist sie sich gegen einen Andern weniger grausam als gegen ihn, dann verfinstert sich ihm nicht bloss die Welt, nicht bloss die herrlichen Zauberpaläste sinken in den Boden, auf dem Nesseln und Dornen emporwuchern, nein, auch das Bild der Geliebten verfinstert und verzerrt sich, aber das möge nur angedeutet bleiben; hat doch Ariost, der sechs Strophen braucht um die Schönheit der Alcina zu schildern, kaum ein paar Verse für die Hässlichkeit der Entzauberten.

Ein Zeitalter und ein Land haben die Metapher über die Massen begünstigt: das siebzehnte Jahrhundert — Spanien. Also in dem Spanien des siebzehnten Jahrhunderts werden wir den grössten Metapherreichtum finden. Ueber der Lektüre Calderons wächst vor unseren Augen ein tropischer Urwald empor: Riesen-

fächer schiessen aus dem Boden auf, schlanke Stengel, knorrige Stämme, stachelige Kakteen drängen sich zwischen ihnen durch, Blume um Blume öffnet ihren Kelch, in allen Farben und Formen, mit betäubenden Gerüchen die Luft durchwürzend, saftige Trauben quellen von dem grünen Baldachin herab an dessen Säulen, sie zu erdrücken, ungestüme Schlingpflanzen hinanklettern. Ich kann mir die Bemerkung nicht versagen dass wir demselben Erdreich das eine so üppige Flora trägt, das reizendste aller anspruchslosen Gewächse verdanken, nämlich das schönste und zugleich kürzeste Lied welches von Liebesempfindung eingegeben und ohne Metapher ausgeführt ist:

Gestern lieb' ich,
 Heute leid' ich,
 Morgen sterb' ich,
 Dennoch denk' ich;
 Heut und morgen
 Gern an gestern.

UgP

Wenn bei allen andern Völkern die Metapherbildung eine weit zahmere gewesen ist als bei den Spaniern, so tritt das am auffälligsten bei ihren Nachbarn, den Franzosen hervor. Zwar kommt uns Heutigen das Französische wie es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im Munde der Dichter und der *honnêtes gens* lebte, sehr spanisch vor, was folgendes, keineswegs seltenartiges Beispiel erläutern möge. In Corneilles *Mélite* sagt Philandre zu Chloris, sie sehe in seinen Augen nur sein Herz:

*Tu n'y vois que mon cœur, qui n'a plus un seul trait
 Que ceux qu'il a reçus de ton charmant portrait
 Et qui tout aussitôt que tu t'es fait paraître,
 Afin de te mieux voir s'est mis à la fenêtre.*

Das ist vollkommen Calderons würdig, bei dem es irgendwo heisst:

Unser Herz eilt an die Augen,
Welche Fenster sind der Brust.

Wo es sich um solche Spitzfindigkeiten und geistreiche Wendungen handelt, da versuchten die Franzosen mit den Spaniern zu wetteifern, und sie konnten es, indem sie ihnen an reflexiver Kraft nicht nachstanden, an Kritik sie übertrafen. Aber fremd blieb ihnen immer jene Phantasie welche mit Blitzesschnelle das Weltall nach allen Seiten hin durchschweift. Den Urwald ersetzten sie durch einen Lustgarten, in welchem der gute Geschmack immer mehr aufräumte — die Sprache der Leidenschaft durch die Sprache der Galanterie. Von diesem galanten Französisch des siebzehnten Jahrhunderts steckt der deutschen Sprache noch weit mehr im Geblüt als sie meint und wünscht. Wer findet etwas Auffälliges darin wenn ein junger Mann „einen Angriff“ auf das Herz einer Schönen unternimmt, und dieses schliesslich „kapituliert“? Die Vorstellung der Liebe als eines Krieges zwischen Mann und Weib ist eine uralte und ganz allgemeine, aber nur insoferne als das Weib den Mann bekämpft, ihn überwindet, ihn zu ihrem Gefangenen macht und ihn als Sklaven in Ketten legt. Jene Wendungen hingegen welche den Mann als Krieger und Sieger zeigen, wurden vor zweihundert Jahren und länger von den Schlachtfeldern und Laufgräben in die Pariser Salons, ich will sagen die *ruelles* der Preciösen verpflanzt. Wie in unseren Tagen der Stallduft, so schwebte damals gern der Pulverdampf über dem eleganten Geplauder der beiden Geschlechter. Die Tapferen und noch mehr

die Nichttapferen erinnerten sich daran wie lieb die Venus den Mars hatte, und wurden nicht müde ihre eigenen Heldenthaten zu erzählen, wobei sie jene militärische Terminologie verschwendeten

que les femmes n'entendent pas,

Et dont pourtant les mots sont doux à leurs oreilles.

Die Abenteuer der Liebe besaßen aber eine zu verführerische Aehnlichkeit mit den Abenteuern des Krieges als daß nicht Ausdrücke wie *attaquer la place dans les formes, faire les approches, ruiner les défenses, prendre par capitulation, emporter d'assaut* eine rasche Aufnahme in das Wörterbuch der Liebe gefunden hätten.

Ich breche hier ab; mitten darin, weil in einer solchen Materie nirgends ein Abschluss gegeben ist. Die Liebesmetaphern führen uns ohne Unterbrechung von einer Zeit zur andern, von einem Volk zum andern, und die Betrachtungen die durch sie hervorgerufen werden, erstrecken sich über die ganze Kulturgeschichte. Ich hatte erst geglaubt, es liesse sich daraus ein hübsches Buch machen, das auch zum Handgebrauch geeignet wäre; wie man im Büchmann nachschlägt, um ein geflügeltes Wort im vorausgesehenen rechten Augenblicke an die Luft zu setzen, so schlug man dort nach, um mit wirkungsvollen Metaphern ein Demant-herz zu überschütten. Es würde dadurch einem der hunderttausend „dringenden“ Bedürfnisse abgeholfen. Wenn ich bedenke daß das armseligste Abruzzennest mit einem Dutzend brauner Schönen einen weit größeren Schatz von Liebesmetaphern besitzt als das grosse Wien mit so buntgemischten prächtigen Anlässen! Allein jenes Buch ist unmöglich. Wenn in ihm sich nicht jene fabelhafte Dissertation *de omnibus rebus et*

quibusdam aliis endlich verwirklichen sollte, so müsste es doch das Schönste enthalten, und zu diesem Zwecke müsste man sich einen von jenen grossartigen Zettelkästen anlegen wie sie bei deutschen Gelehrten beliebt sind, und auf deren manchem, nur mit Aenderung des Namens, die bekannte spanische Inschrift stehen dürfte: „Hier liegt die Seele des Licentiaten Pedro Garcias.“ Und hätte man sich dann einer gewissen Vollständigkeit genähert, so würde man steinalt geworden sein und sich gar nicht mehr erinnern worum es sich eigentlich handelt; man würde die Liebesmetaphern anschauen wie Einer die Cotillonsorden die er in der Jugend gesammelt hat; Silber und Gold, Schleifen und Flor sind noch da, aber vergangen und vergessen alles was ihnen Glanz und Werth verlieh, die holde Röthe der Wangen, der beseligende Blick, das traute Flüstern. Dann wäre es auch nothwendig sich in das Wesen der Liebe, mit Rücksicht auf Chronologie und Ethnographie, zu versenken, und welcher Sterbliche besässe die erforderliche Kongenialität? „Ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt“, das thut sich leicht dar; „wäre denn Rom auch nicht Rom“, das weit schwieriger. Wie die Liebe das Allgemeinste ist, so ist sie auch das Individuellste; man befrage nur einmal Zwei die sich so recht mit Leib und Seele lieben, und sie werden es nie Wort haben dass es eine wahre Liebe gegeben hat, gibt oder geben wird ausser der ihrigen. Kurz, das Buch über die Liebesmetaphern gehört unter die Träume; es geht eben immer so: gerade die interessantesten Bücher bleiben ungeschrieben.